

„Nicht behindert, sondern anders begabt“

Die Gleichberechtigung zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen ist bei uns gesetzlich vorgeschrieben und gehört auch zu den grundlegenden Menschenrechten. Aber wie das bei emanzipatorischen Entwicklungen leicht passiert, sind der Gesetzestext und manche Formulierungen darin tatsächlichen Meinungen und Verhaltensweisen in der Bevölkerung nicht nur davongaloppiert, sondern sogar zum Teil entgegengesetzt.

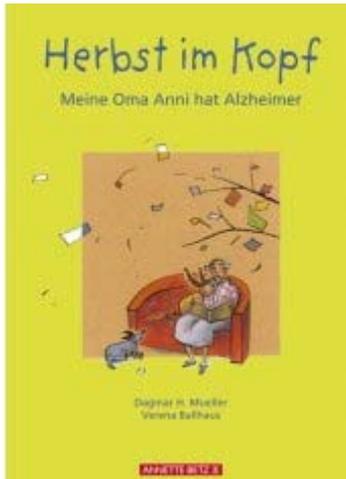
Das macht die Absichten der entsprechenden Regelungen nicht wertlos, verdeutlicht aber eine Diskrepanz, die in Anspruch und Wirklichkeit weit auseinander klafft. Warum tun sich viele Menschen so schwer damit, mehr auf den Menschen und weniger auf seine etwaige Behinderung zu achten?

Vielleicht hat man seit Jahren versäumt, nicht nur zu regeln, sondern auch Verständnis zu wecken, Fremdheit abzubauen und nicht nur auf dem Papier, sondern tatsächlich zu integrieren. Obwohl es sich dabei natürlich auch um Papier handelt, hat vor allem der Betz-Verlag bei Ueberreuter sich seit einigen Jahren mit einer Buchreihe um dieses Anliegen verdient gemacht. Neu hinzugekommen ist auch ein Buch von Atlantis bei Orell Füssli.

In einer Sprache und Form, die den einfachen und sinnvollen Einsatz bereits in der Spätphase des Kindergartens und in der Grundschule ermöglicht, werden in diesen Büchern körperliche Behinderungen und im Falle der Alzheimerschen Erkrankung eine behindernde geistige Beeinträchtigung bearbeitet und vorgestellt. Es sind dies keine Lehr- oder Fachbücher, sie sind weder vollständig beschreibend noch mit akademischem Wirkanspruch. Doch es gelingt in dieser unprätentiösen Form des Bilderbuches eine Auseinandersetzung mit dem Thema, mit Vorbehalten und Verhaltensweisen, die sich in der durchschnittlichen Bevölkerung noch häufig finden, die Mut macht zum Aufeinander-zu-gehen, zu gegenseitigem Verständnis und dem Auflösen selbstgezogener Grenzen.

Denn nicht „Toleranz“ ist gefragt im Sinne von „Duldung“, sondern aktive Normalisierung des Umgangs miteinander, nicht der Aufbau von Reservaten und Schutzzonen hilft, sondern das alltägliche, selbstverständliche Miteinander. Alle Bücher zeigen, dass es dazu der Bereitschaft von beiden Seiten bedarf, dass es aber am meisten hilft, im Sinne der Überschrift weniger von Behinderung zu sprechen, sondern von einer Begabung, deren Schwerpunkt einfach auf anderen Sinnen, auf anderen Gebieten und anderen Fähigkeiten liegt.

Die fünf Bücher zu den Themen „Sehbehinderung/Blindheit“, „Hörbehinderung/Taubheit“, „Gehbehinderung/Rollstuhl“ sowie „Alzheimer“ werden im Folgenden vorgestellt und empfohlen.



Dagmar H. Mueller: Herbst im Kopf – Meine Oma Anni hat Alzheimer. Betz 2006. 32 Seiten. 12,95 €

Kann man sich das überhaupt vorstellen: Ein Bilderbuch über eine Demenzkranke? Zunächst ein etwas seltsamer Gedanke. Doch dieses Buch beweist, dass es nicht nur geht, sondern auch viel zum Verständnis sowohl für die Krankheit wie für die Erkrankten beitragen kann.

Jedem Menschen, ob krank oder gesund, wünscht man Angehörige mit so viel Liebe und Verständnis, wenn irgendetwas

nicht „normgerecht“ verläuft. Und auch wenn die Anfänge der Erkrankung noch harmlos scheinen – der „Norm“ entspricht weder die zunehmende Vergesslichkeit noch die latent vorhandene Aggressivität der Patienten, die sehr feinfühlig auf Irritationen ihrer Umgebung reagieren. So wird das hier natürlich nicht beschrieben, es dominiert der Blickwinkel der Enkelin nicht genau bestimmbar Alters, aber um die zehn Jahre dürfte sie sein. Und dieses Mädchen macht sich viele Gedanken, warum sich ihre Oma so verändert hat und weiter verändert, denn sie liebt die Oma und will, dass sie so glücklich wie möglich ist. Deshalb wird sie nicht müde, Dinge zu wiederholen oder die Oma durch kleine Liebesbeweise abzulenken, wenn diese sich über ihr eigenes Unvermögen ärgert.

Doch da sie nur unvollständig versteht, warum die Oma Dinge vergisst, die gerade erst passiert sind, sich aber an Anderes erinnert, das in ihrer Jugend war, gestaltet ihre Mutter mit ihr einen Erinnerungsbaum, dessen – jüngste – Blätter an der Spitze im Herbst zuerst abfallen, während die unteren noch hängen bleiben. Dieses „Herbstbild“ hilft dem Mädchen – und den Lesern – den Krankheitsverlauf zu verstehen.

Solche Erklärungen können trocken und „mit gedämpfter Stimme“ erfolgen und dann eher bedrücken. Anders hier. Frisch und forsch gehen das Mädchen und seine Mutter den Umgang mit der Oma an, ebenso ihre Erzählung darüber. Und in frischer und forscher Sprache verliert sich rasch die Scheu vor dem Fremden, erscheint „normal“, was sonst eher irritiert und wird nie in Trauer und Resignation verfallen.

Passend dazu die feinfühlig Illustrationen, die durch Farbigkeit und Monochromie Realität und Erinnerung zugleich sichtbar machen, in ihrer freundlichen Farbgebung optimistisch stimmen und durch recht gewagte Perspektiven und Bildausschnitte neugierig machen auf den relativ ausführlichen Text. Die Mischtechnik aus Tonpapier, Tusche- und Kreidezeichnung beeindruckt ebenso durch handwerkliches Können wie durch einfallsreiche Details und halbversteckte Anregungen für die eigene Fantasie.



Frank-Josef Huainigg: Wir sprechen mit den Händen. Ill. von Verena Ballhaus. Betz 2005. 32 Seiten. 12,95 €

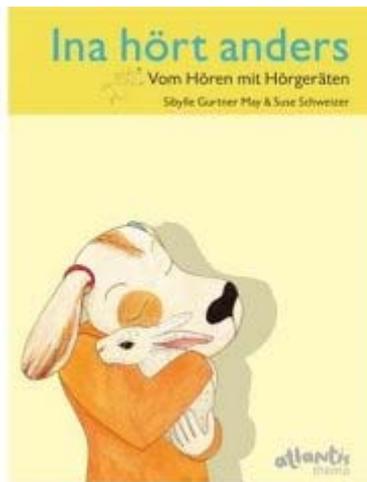
Wie klingt die Welt? Immer wieder stellt Lisa sich diese Frage, denn sie ist von Geburt an gehörlos. Viel mehr noch als hören zu können wünscht Lisa sich aber Freunde, die sie so annehmen, wie sie ist. Zum Glück gibt es Thomas, der mit Lisa Gebärdensprache sprechen kann. (Verlagstext)

Von den vorgestellten Büchern ist dieses das „Fachlichste“. Die Grundsituation ist wie gehabt: Ein Kind mit einer Hörbehinderung wird ausgegrenzt, sogar für dumm und unfähig gehalten, nur weil sie auf Zurufe nicht reagiert und sich gestikulierend verständlich zu machen versucht. Erst als eines Tages ein Junge mit hörbehinderten Eltern den Dialog in Gebärdensprache aufnimmt, bricht das Eis der Ausgrenzung, man lernt sich zu verstehen und findet die neuen Verständigungswege sogar interessant.

Dazu werden ausführlich Tipps für den Umgang mit Hörbehinderten gegeben, die aus der Art der Sinnesempfindungen resultieren, das internationale Fingeralphabet und wichtige „Wörter“ der Gebärdensprache werden gezeigt und einzelne faszinierende Anregungen gegeben, wie man die Eindrücke eines Hörbehinderten von Musik etwa nachempfinden kann. Trotz dieser relativen Informationsfülle entspinnt sich eine anrührende kleine Geschichte, die das Lesen und Schauen reizvoller macht.

Interessant wiederum die optische Umsetzung, die im Text wieder wichtige Wörter hervorhebt und in den Bildern das Gesagte wie mit einer zeichnerischen Gebärdensprache wiederholt und verdeutlicht. Die Zeichnungen und Skizzen, gemischt aus Feder- und Farbstiftzeichnung sowie monochromen stempelartigen Formen und grafischen Elementen zeigen durchaus die Verwandtschaft zu den anderen Bänden, sind aber viel stärker auf Information und „Zeichensprache“ ausgerichtet. Dennoch gelingt den Autoren durch eingestreute Gags und Skurrilitäten, eine leichtverdauliche und fröhliche Atmosphäre zu schaffen und aufrechtzuerhalten.

Auch hier ein sehr gelungener Versuch der Verständigung über selbstgeschaffene Ausgrenzungen hinweg.



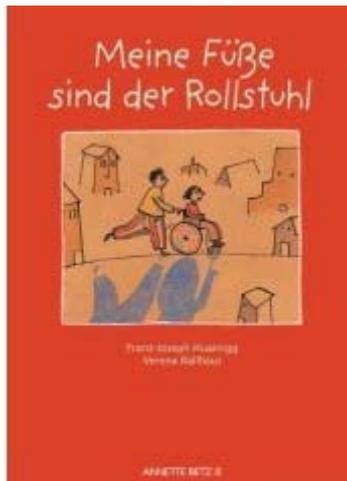
Sibylle Gurtner-May: Ina hört anders. Ill. von Suse Schweizer. Atlantis bei Orell Füssli 2007. 32 Seiten. 13,90.

Ina hört anders, weil sie Hörgeräte braucht. Sie erzählt, wobei diese helfen und was ihr Schwierigkeiten macht. Vom Besuch beim Audiologen und in der Spielgruppe wird berichtet, wo viele Hörbehinderte zusammenkommen. Ein Begleitheft mit Informationen und Spielimpulsen vervollständigt das Buch.

Die Ina in dieser Geschichte ist ein kleines Hundemädchen und auch alle anderen „Mitwirkenden“ sind Hunde, die Eltern und die Oma, die Behandler und die Spielgruppe. Das schafft einen Blick „von außen“, eine gewisse „therapeutische Distanz“ und einen zusätzlichen Sympathiewert, alle Vorgänge und Erfahrungen sind aber ganz menschlich. Der Text lässt den „Hunde“-Blick ganz unberücksichtigt, nur die Bilder suggerieren ein Geschehen in einer Tierumgebung. Und diese Bilder, das gleich vorab, sind wunderschön, anschaulich und sprechend voller Sympathie. Meist als Aquarelle mit schwarzen Vorzeichnungen angelegt, ganzseitig oder in kleineren Teilbildern, mit karikierender Charakterisierung durch verschiedene Hunderassen, vor ausgeführtem Hintergrund oder wie frei im Raum schwebend, so beeindruckend die Illustrationen durch Einfallsreichtum und ausgeprägte Stimmung sind und so unterhaltsam, dass der wegen seines hohen Informationsgehaltes eher etwas trockene Text ganz mühelos eingängig wird.

Dieser Text ist eine gelungene Mischung von sachlicher Information und nachvollziehbarer Subjektivität. Ina berichtet in Ich-Form nicht nur von den Ereignissen, sondern auch von ihren Gefühlen dabei. Verwirrung bei Gesprächen in großer Runde wird da ebenso verständlich wie Müdigkeit nach ausführlichen Tests oder auch die manchmal willkommene Ruhe, wenn die Hörgeräte nicht in Betrieb sind. Leicht erreichtes Ergebnis nach der Lektüre ist also ein gewachsenes Verständnis für die spezifischen Probleme Hörbehinderter, aber auch ihre „Normalität“ in allen übrigen Belangen.

Ein Übriges tut das am Ende eingeklebte Begleitheft noch dazu. Hier werden, überwiegend für Eltern und Erzieher interessant, rein sachliche Hintergrundinformationen geliefert über Testverfahren, Arten von Hörhilfen, Integration in gemischten Gruppen etc. Auch Spielimpulse finden sich, die das Hören bewusster machen, sowie Adressen, Links und Literaturhinweise, wenn man sich ausführlicher mit dem Thema beschäftigen möchte. Eine sehr schön „verpackte“ Aufklärung über ein gar nicht so seltenes Krankheitsbild, besonders glaubwürdig, da die Autorin selbst schwerhörig und Tochter gehörloser Eltern ist.



Frank-Josef Huainigg: Meine Füße sind der Rollstuhl. Ill. von Verena Ballhaus. Betz 2003. 32 Seiten. 12,95 €

Margit sitzt im Rollstuhl. Sie möchte aber deshalb nicht bedauert werden, sondern genau so sein wie alle anderen Kinder. Daher ärgert es Margit, wenn alle Leute sie wie ein rohes Ei behandeln und besonders hilfsbereit sein möchten. Dass das nur der Scheu vor dem Fremden entspringt, erfahren die Kinder, als sie ins Gespräch kommen und lernen, dass man auch mit einer Behinderung mitspielen kann.

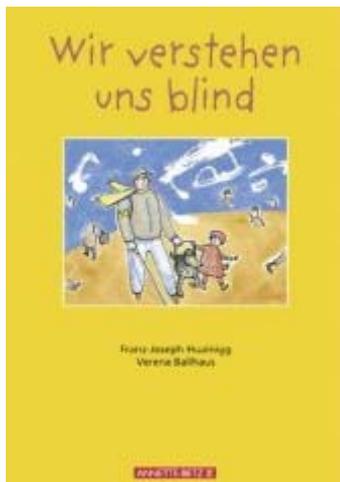
„Sie meinen es doch bloß alle gut!“, möchte man Margit anfangs sagen, wenn sie sich über die ständigen Hilfsangebote ärgert. Doch bald wird erkennbar, dass zu viel Rücksichtnahme auch eine Art von Ausgrenzung ist. Und gerade Kinder lernen sehr schnell, eine etwaige Behinderung als „ganz normal“ und Teil ihres Lebens zu akzeptieren. Da wollen sie gar nicht dauernd an das „Anders-sein“ erinnert werden.

Doch das zu verstehen, fordert auch manchem Erwachsenen mehr Einfühlungsvermögen ab, als gewöhnlich vorhanden ist. Insofern kann auch Margit lernen, dass die Art der Reaktion nicht böse gemeint ist, wenn sie nicht gar so gedankenlos ist wie die der Mutter mit Tochter oder des alten Paares. Diese so unterschiedlichen Sichtweisen vermittelt zu haben, ist das Verdienst von einem, der sich – auch ohne „Behinderung“ – mit Ausgrenzung und Intoleranz auskennt: des dicken Siggis, der von allen wegen seiner Pfunde gehänselt wird.

Und so kann in dieser Geschichte etwas passieren, was leider viel zu selten geschieht: Die gegensätzlichen Standpunkte und Sichtweisen werden miteinander vertraut und es gelingt, einfach und offen darüber zu reden. Und schon klappt es mit dem Verstehen viel besser.

Verena Ballhaus' Illustrationen vermitteln intensiv die Gefühle von Unverständnis und Bedrohung, wie Margit sie anfangs empfindet. In Mischtechnik aus Feder- und Farbstiftzeichnungen, monochromen Anteilen und starker expressiver Lettierung entfalten sich ganz subjektive, irrealer Bilder. Unzählige kleine humoristische Details sind eingearbeitet, optische Täuschungen, unmögliche Figuren, ausgeklügelte Bildteile und falsche Schattenrisse ironisieren das Abgebildete, brechen die vordergründige Realität und spielen mit Zitaten aus Kunst und Comichildersprache.

Das ist auch die Botschaft dieser Geschichte: Nicht vorschnell urteilen, erst mal nachdenken und -fragen, bevor man handelt. Und vor allem das Gespräch suchen, nicht über Behinderungen, sondern mit Behinderten, dann fällt der Umgang viel leichter. Das wird nicht immer so einfach gehen wie in diesem Buch, aber als Aufhänger und Einstieg in das Thema: Wunderbar!



Frank-Josef Huainigg: Wir verstehen uns blind. Ill. von Verena Ballhaus. Betz 2005. 32 Seiten. 12,95 €

Katharina steht vor dem Kaufhaus und weint. Sie weiß nicht, wo ihre Eltern sind. Dass ausgerechnet ein Blinder ihr bei der Suche helfen will, verwirrt sie. Doch schnell stellt sich heraus, dass Matthias auf seine Art sehr gut sehen kann... Eine Geschichte über einen Blinden, der andere das Sehen lehrt.

Es ist tatsächlich eine merkwürdige Situation, wenn einem ein Blinder den Weg zeigen will. Doch merkwürdig ist eben nur die Annahme der Sehenden, dass Blindheit mit Orientierungslosigkeit einherginge. Dass dem nicht so ist, vermittelt dieses Buch sehr eindrucksvoll.

Die Ausgangssituation ist besonders wirkungsvoll, aber durchaus real: Im Schlussverkaufsgedränge (und den gibt es trotz offizieller Abschaffung ja bekanntlich immer noch) geht ein kleines Mädchen seinen Eltern verloren. Verloren steht Katharina im lärmenden Geschubse und Gedränge, weint und weiß nicht weiter. Leider auch typisch ist, dass sich keiner der vielen Passanten um sie kümmert. Man hat ja viel zu viel zu sehen. Nur der blinde Matthias, der das Weinen hört, fragt nach der Ursache und bietet seine Hilfe an. Und auf dem Weg durch die Stadt erfährt Katharina, mit welchen Hilfsmitteln sich ein Blinder orientiert und wie empfindlich die anderen Sinne den Verlust der optischen Eindrücke zu kompensieren versuchen.

Die optische Umsetzung dieser Geschichte beweist intensives Einfühlungsvermögen und künstlerische Kreativität. Schon der Textsatz betont durch mehrfache Vergrößerung der Typen einzelne Worte oder Satzteile, die für die Unterschiede zwischen "blind" und "sehend" oder für den Fortgang der Geschichte wichtig sind. In den Illustrationen, die sich aus bunt kolorierten Federzeichnungen, schwarzweißen Skizzen, verfremdeten Grafiken und einer fast expressionistischen Letterung kombinieren, entsteht neben dem Abbild der uns bekannten Wirklichkeit ein anschaulicher Eindruck von der akustisch betonten Welt des Blinden. Alle akustischen Ereignisse hinterlassen Spuren, Eindrücke, Vorstellungen, die sich vom Sehbild durchaus unterscheiden. Doch auch die optischen Eindrücke verändern sich durch Lautsensationen und Bewegungsmuster. Natürlich kann ein Bilderbuch eine nicht-optische Welt nur bedingt darstellen. Doch in der Schilderung von Blindenschrift/Braille und oft ge-, aber auch übersehenen Blindenhilfen spannt sich der Bogen zu Information und aktivem Weiterdenken. Hoffentlich hilft es, der Anstoß ist jedenfalls gut gewählt.

Bernhard Hubner

